

Der Homo sapiens sapiens und seine speziellen Kulturleistungen



Bruno Kesseli

Kürzlich kam ich auf Einladung in den Genuss eines Abendessens in einem Lokal für Freunde der gehobenen Esskultur. Beim Studium der Speisekarte stellte ich mit Genugtuung fest, dass meine pawlowschen Reflexe intakt waren und meine Speicheldrüsen angesichts der aufgelisteten Köstlichkeiten in der physiologisch vorgesehenen Weise ihren Dienst versahen. Kurzum: Mir lief das Wasser im Mund zusammen.

Dermassen gerüstet, entschied ich mich für das etwa siebengängige «Menu du Chef», das kulinarisch keine Wünsche offenliess. Meine bei der Bestellaufnahme vorgebrachte Bitte, die zweite Vorspeise ohne «foie gras» zu erhalten, wurde von der Kellnerin professionell mit kaum wahrnehmbarem Kopfnicken quittiert. Ein Kollege nahm meinen Verzicht zum Anlass, gegenüber der Bedienung zu betonen, dass er seine Vorspeise auf jeden Fall mit «foie gras» serviert haben möchte ...

Nun, jedem das Seine – dass ich auf den Konsum von Stopflebern verzichte, macht mich selbstverständlich nicht zu einem besseren Menschen als andere (na ja, gefühlsmässig vielleicht schon ein klein wenig, etwas muss ich ja auch davon haben). Zumal ich an jenem Abend wie an fast jedem anderen Tag in meinem Leben keineswegs konsequent handelte und mir – durchaus mit Genuss – diverse Speisen einverleibte, deren Vorgeschichte ethisch mit Sicherheit auch nicht über jeden Zweifel erhaben war.

Aber jeder hat eben seine Grenzen. Meine sind dann überschritten, wenn ich im Geist folgendes Bild vor mir sehe: ein düsterer Verschlag, vollgestopft mit erbärmlich aussehenden Gänsen, die sich in ihren Einzelkäfigen kaum bewegen können. Mittdrin ein robuster, gelangweilt wirkender Stallburche, der sich ein Exemplar nach dem andern hinter dem Kopf greift, ihm routiniert ein Metallrohr in den zarten Hals stopft und dem Vogel per Knopfdruck sekundenschnell einen Nahrungsbrei einspritzt, der seine Leber innert Wochen auf ein Vielfaches ihrer natürlichen Grösse anschwellen lässt.

Wenn jemand auf die Idee käme, Menschen auf diese Weise zu ernähren, wäre er oder sie nicht lange auf freiem Fuss – wir leben schliesslich in einer humanen Gesellschaft. Aber auch seinem whiskasverwöhnten Kätzchen, seinem Rehpinscher, Kanarienvogel oder dem Hamster der Kinder möchte man eine solche Tortur mitnichten zumuten. Artgerechte Haltung mit allen Schikanen hat sich im Haustierbereich in aufgeklärten Kreisen flächendeckend durchgesetzt, ja sie treibt gelegentlich sogar recht seltsame Blüten.

Ist hier etwas aus dem Lot geraten? War es je im Lot? Fest steht, dass unsere Ernährungskultur, so weit es den Fleischkonsum betrifft, ohne industrielle Massentierhaltung nicht denkbar wäre. Und diese wiederum ist kaum mit artgerechter Tierhaltung vereinbar. Ohne mich evolutionsbiologisch auf die Äste hinauslassen zu wollen: Dass Tiere gejagt, getötet und gefressen (oder gegessen) werden, dürfte zum evolutionären Programm gehören. Dass sie zeitlebens unter unwürdigsten Bedingungen eingesperrt werden, ist dagegen eine ganz spezielle Kulturleistung des Homo sapiens sapiens.

Unsere Gesellschaft kann somit in einem von uns hochgewichteten, für das Überleben und den menschlichen Fortschritt aber keineswegs essentiellen Teilbereich nur durch systematische Verursachung von Leid in der gewünschten Weise funktionieren. Kein schöner Befund, den wir deshalb nur allzu gern aus unserem Alltagsbewusstsein verbannen. Vegetarier und Veganer halten in dieser Beziehung den Finger auf einen wunden Punkt. Dies macht sie zwar auch nicht per se zu besseren Menschen – einige der widerwärtigsten Figuren der Geschichte waren bekanntlich überzeugte Vegetarier –, aber auf einer systematischen Ebene tragen sie meines Erachtens zu einer humaneren Gesellschaft bei.

Und was hat das alles mit Medizin zu tun? Einmal abgesehen davon, dass die meisten Menschen in unseren Breiten auch aus medizinischen Gründen gut beraten wären, etwas weniger Fleisch zu konsumieren, basiert der medizinische Fortschritt mangels Alternativen nach wie vor zu einem wesentlichen Teil auf tierexperimentell ausgerichteter Forschung. Zwar konnte die Zahl der «schwer belastenden Tierversuche» (eine ziemlich euphemistische Umschreibung) in der Schweiz im Jahr 2010 gegenüber dem Vorjahr um 14 Prozent auf 15 000 reduziert werden, aber die Gesamtzahl nahm um 8% zu. Insgesamt wurden 761 675 Tiere für Versuche verwendet, eine Zahl, die als Schatten über einer Wissenschaft liegt, die die Verringerung von (menschlichem) Leiden zum Ziel hat.

Auch wenn die ernsthaften Bemühungen von Industrie und Forschung zu würdigen sind, in diesem Bereich Verbesserungen zu erzielen, stehen wir hier noch ganz am Anfang. Bleibt zu hoffen, dass unsere Nachfahren einmal mit Unverständnis auf die finsternen Zeiten zurückblicken können, als der wissenschaftliche Fortschritt noch durch Leiden wehrloser Kreaturen erkaufte werden musste.

Bruno Kesseli

bkesseli[at]emh.ch